Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 39 (1934-1935)
Heft: 10

Artikel: Die Entstehung unserer Kleidung [Teil 2]
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-313046

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Verhältnis zwischen Schule und Elternhaus kann nie ein starres Rechtsverhältnis sein. Aus einem unfruchtbaren Wettstreit gegenseitiger Machtansprüche heraus und zu erspiesslicher Zusammenarbeit können sie nur gelangen, wenn sie beide einander Vertrauen schenken. Mü.

Die Entstehung unserer Kleidung (Schluss)

Fussbekleidung und Kopfbedeckung

Dass die umgelegten Felle, Geflechte und Gewebe zum Ausgangspunkt der menschlichen Kleidung geworden sind, sehen wir auch, wenn wir von unserer Fussbekleidung reden.

Unsere Vorfahren wickelten sich Felle und Binden um die Beine, wie wir das schon erwähnt haben. Diese Binden wurden zu Hosen, welche den Fuss frei liessen oder, was meistens der Fall war, ihn ganz umkleideten. Den untern Teil dieses Kleidungsstückes aber nannte man Stumpf, später dann Strumpf (eigentlich abgeschnittenes Ende, vergleicht Baumstumpf, stumpfe Nadel, stumpfer Mensch), und eines schönen Tages erging es den Hosen gerade so wie dem Hemd, man zerlegte sie in zwei Teile. Die unteren Trennstücke wurden zur selbständigen Fussbekleidung, und seit dem 16. Jahrhundert war diese so üblich geworden, dass man sich unbehaglich fühlte, wenn man « nicht im Strumpfe war ». Man erzählt nun allerdings, dass schon die alten Germanen etwa angenähte Strümpfe oder auch eine Art Wadenstrümpfe, ähnlich denjenigen der Tiroler, getragen haben.

Mit « Socken », diesem Worte, das uns immer etwas Schwierigkeiten macht, bezeichnete man ursprünglich weiche, leichte Schuhe. Im Laufe der Zeit haben sich nicht nur Gegenstand und Wortsinn verändert, sondern auch die Wortform. Früher sagte man in der Einzahl der Sock, in der Mehrzahl aber die Socke (vergleiche mit dem Schweizerdeutsch!). Heute ist die frühere Mehrzahl zur weiblichen Einzahl geworden (die Socke), und es hat sich eine neue Mehrzahl gebildet : die Socken.

Aehnliche Techniken wie das Stricken kannte man schon früh. In einem Baumsarge auf Jütland in Dänemark fand man eine Mütze mit trikotartigem Gewebe aus der Bronzezeit, die Tausende von Jahren hinter uns liegt. An unserer letzten Wollausstellung in St. Gallen, als wir die vielen Arten feiner Wolle betasteten oder duftige Jumper und Kinderkleidchen bewunderten, haben wir wohl kaum an die ersten « Strickereien » gedacht, an die Netze und Schlingen, welche man aus Stricken arbeitete, um damit dann Fische und wilde Tiere zur Nahrung zu fangen. (Nun wisst ihr vielleicht auch, warum man vom Filetstricken und von bestrickenden Hexen redet!) Man sagt von König Heinrich VIII. von England, dem Vater der Königin Elisabeth, dass er die ersten gestrickten Strümpfe besass, wie wir sie heute tragen. Wahrscheinlich sind sie in Spanien angefertigt worden. Im Jahre 1589 erbaute William Lee, ein englischer Theologe, den ersten Strumpfwebstuhl. Das bedeutete einen grossen Fortschritt. Heute aber vermag eine Flachstrickmaschine in 8 Stunden einen Streifen von 20 m Länge und 65 cm Breite in verschiedenen Farben und beliebigen Mustern herzustellen. Der Streifen wird später zerschnitten und zu Kleidern verarbeitet. Eine Rundstrickmaschine strickt im Tag 10–14 Dutzend Paar Strümpfe. Und nun seufzt ihr gewiss nach einer solchen Maschine, die bis morgen die Strümpfe einer ganzen Schulklasse hergestellt hätte! Vielleicht

wollt ihr überhaupt nicht mehr stricken. Ja, aber denkt einmal, Männer und Frauen in feinen maschinengestrickten Strümpfen und Socken bei strenger Feld- oder Waldarbeit oder kleine Kinder, die so oft auf den Knien umherkriechen! Wie lange müsste manche Mutter, die von der Tagesarbeit schon ermüdet ist, noch beim Lampenschein feine Strümpfe stopfen, und wie oft wären solche Strümpfe überhaupt nicht mehr auszubessern? Und dann, wer wünschte sich heute nicht, ein nettes Jumperchen oder für sein Schwesterchen ein herziges Kinderkleidchen zu stricken oder sonst etwas Schönes, vielleicht sogar mit Hohlmuster? Also, wollen wir trotz allem dem Handstricken treu bleiben.

Schuhe haben schon die Höhlenmenschen getragen. Es waren Pelzhüllen, welche zum Schutz vor Kälte um die Füsse gelegt wurden. Zur selben Zeit wurde ja das Fell überhaupt als Bekleidung verwendet, und man vermutet, dass jene Menschen die behaarte Seite des Felles gegen den Körper richteten, damit das Wasser an der Aussenseite abfliessen konnte. Im warmen Süden

Altgriechische Schuhmacherwerkstätte
Illustration aus dem Schweiz. Pestalozzikalender, Verlag Kaiser & Co. AG., Bern

aber trugen die alten Aegypter und Griechen Sandalen aus Holz, Stroh oder Leder. Im Unterschied zu den heutigen hatten sie keinen Absatz, sondern nur eine glatte Sohle, die gewöhnlich mit zwei Riemen am Fusse befestigt wurde. Der erste legte sich um die Knöchel, der zweite lief über den Rist zur Sohlenspitze. Bekommt ihr nicht Lust, solche Sandalen oder wenigstens ähnliche selbst zu « schustern ». Schneidet aus Karton, Filz oder dicken Wollresten nach eurem Fuss 2–3 Sohlen, heftet sie genau aufeinander und umnäht diese mit farbigem Garn mit Ueberwindlings-, Feston- oder Knopflochstichen, und eins, zwei, drei – die Sohle ist fertig. Und jetzt noch die Riemen! Die könnt ihr ja auf verschiedene Arten herstellen. Denkt nur einmal an Streifen in Rippenstrickerei, aus festen Maschen gehäkelt, aus farbigen Bändeln geflochten oder an Schnürchen, aus verschiedenen Garnen gedreht, gezopft, oder auch an Stricktrickschnüre usw. Aus der einfachen Sandale hat sich allmählich die Kappensandale entwickelt. Diese konnte nicht nur leichter festgebunden werden, sondern sie schützte auch den Fuss besser.

Ein Bildchen im Schülerkalender 1928 lässt uns einen Blick in eine altgriechische Schuhmacherwerkstätte werfen. In der Mitte des Raumes sehen

wir einen niedern Tisch mit einer muldenförmigen Vertiefung, in die ein grosses Stück Leder gelegt wurde. Soeben muss ein Mädchen eingetreten sein, das sich ein Paar Schuhe machen lassen will. Aber wie kann der Schuster dieser Tochter Schuhe herstellen? Nun, das Mädchen muss auf jenen Tisch steigen mit der muldenförmigen Vertiefung und ruhig stebenbleiben, bis der Schuhmacher mit seinem halbmondförmigen Messer die Sohle nach ihrem Fusse zugeschnitten hat. Wünscht die Tochter noch Kappenschuhe, so hilft auch noch ein Geselle beim Zuschneiden dieser Kappen. An der Wand hängen schön geordnet Lederstücke und die nötigen Werkzeuge, wie Ahle, Pfriemen, Zange usw.

Wir sehen, dieser Arbeitsraum ist nicht so sehr verschieden von demjenigen unserer Kleinschuhmacher. Heute werden diese immer mehr verdrängt durch die grossen Schuhfabriken, wo die Herstellung der Schuhe in zahlreiche Teilarbeiten aufgelöst ist, die fast ausschliesslich durch Maschinen und durch viele zur Arbeit wenig vorgebildete Hände geschieht. Die Erfindung der Nähmaschine am Anfang des 19. Jahrhunderts hat zu dieser mechanischen Anfertigung der Schuhe geführt. 1858 gelang es Mac Kay zum ersten Male, Sohlen durchzunähen mit der Maschine, und seither ist eine Arbeit um die andere der kundigen und geschickten Hand des Schuhmachers entrissen worden. Die Herstellungskosten sind durch die neue Arbeitsweise gesunken, und wir kaufen unsere Schuhe im grossen und ganzen eher billiger als unsere Grossmütter.

Lange hat man aber in deutschen Landen überhaupt keine Schuhmacher gebraucht. Die Schuhe der Germanen waren wohl keine blossen Pelzhüllen mehr, aber doch recht kunstlose Gebilde, die man in jedem Haushalt selbst anfertigen konnte. Sie waren aus einem Stück Leder geschnitten, an der Spitze mit Schnüren, über dem Knöchel etwa mit Riemen zusammengehalten. Aber mit der Zeit wuchsen die Ansprüche, man machte Bekanntschaft mit dem feineren Schuhwerk jenseits der Alpen. Wie die Römer wollte man nun auch einen Sutor (Näher) haben, einen besonderen Handwerker, der allerdings Schuhe und Kleider zugleich anfertigte. Und wenn ihr wisst, dass viele unserer Familiennamen von Berufsbezeichnungen herrühren, so haben jetzt die Namen Suter, Sauter, Süterlin, Sutermeister und Sutner Sinn und Bedeutung für euch gewonnen. Neben den Schneider oder sûtar (verdeutschte Form des lateinischen Wortes!) trat bald ein besonderer schuoch-sûtar, der nur noch Schuhe nähte und sich nach und nach schuochster und endlich Schuster nannte. Die alte Form schuoch-sûtar lebt noch fort in den Namen Schüchzer, Scheuchzer und Scheuzger, und die Schubert, Schuffert, Schuchert, Schobert und Schaufert sind alle noch etwas verwandt mit den Schuhmachern des Mittelalters. Das Wort Schuhmacher kam aber erst später auf und trat als edlere Bezeichnung neben Schuster, ungefähr so wie Coiffeur und Friseur neben Haar- und Bartschneider.

Die Mode hat den Schuhen die verschiedenartigsten Formen gegeben, Formen, die nicht immer den Forderungen unserer heutigen Aerzte entsprochen hätten, die verlangen, dass sich der Schuh dem normal gebauten menschlichen Fuss anpasse, ihm den nötigen Spielraum biete und durch eine leichte Erhöhung der Ferse das Abwickeln vom Boden erleichtere, ohne durch zu starke Spitzfußstellung den Vorderfuss zu überlasten. Da gab es im Mittelalter Schuhe mit ellenlangen aufgebogenen Spitzen. Man sagt, dass die österreichischen Ritter bei der Schlacht bei Sempach solche « Schnabelschuhe »

getragen hätten und dass sie die Schnäbel beim Kämpfen zu Fuss so sehr hinderten, dass sie sich diese von den Schuhen schlagen mussten. Und wieder finden wir im 18. Jahrhundert niedlich verzierte leinene oder seidene Damenschuhe, deren Absätze eine Höhe von 10–15 cm erreichten. Es wundert euch jetzt gewiss nicht mehr, dass die Damen in jener Zeit höchst selten ausgingen und dann nur, um ein wenig im Garten oder auf der Promenade umherzutrippeln. In den Zwischenzeiten trug man aber auch wieder Schuhe mit niederen Absätzen oder mit stumpfem Abschluss, die man etwa « Bärentatzen » oder « Kuhmäuler » nannte. Auf jeden Fall hat uns die Mode die nötige Erfahrung beigebracht, dass wir wissen, wie sich derjenige fühlt, « den der Schuh drückt ». Zum Schlusse dieses Abschnittes fordere ich euch auf, einmal alle die vielen Arten Schuhe aufzuzählen, die ihr kennt! Holz-, Stoff-, Leder-, Gummischuhe, braune, graue, weisse, schwarze, rote, blaue, silberne und goldene Schuhe, Sport-, Berg-, Strassen-, Wander- und Tanzschuhe, hohe Schuhe, Halbschuhe, Spangenschuhe, ganz ausgeschnittene Schuhe, Sandalen, Pantoffeln! Welche Mannigfaltigkeit! Der Pantoffel ist wohl im 15. Jahrhundert samt seiner Benennung vom Süden her, wo man diese bequemen Halbschuhe schon lange kannte, zu uns vorgedrungen. Aber was für sonderbare Schöpfungen sind in letzter Zeit aufgetaucht! Gummistiefel! Die zartesten Damen schiffen in Stiefeln daher, und Stiefel passen doch nur für wetterfeste Männer, die in Wasser, Schnee und Lehm waten müssen. So glauben wir heute. Früher hat man anders geurteilt. Stiefel waren Sommerschuhe, die man an trockenen Tagen trug, um sich gegen Schlangenbisse zu schützen. Muss ich euch das beweisen? Nun, aestivalis heisst in der lateinischen Sprache sömmerlich; die Tochtersprache, das Italienische, hat daraus estivale und stivale gebildet, und wenn ihr in einem Wörterbuch diese Ausdrücke nachschlagt, findet ihr daneben die Bezeichnungen sömmerlich und Stiefel! Ihr seht – wieder so ein Wort- und Dinggeschenk vom Süden wie der Pantoffel!

Von Hut, Helm, Kappe oder Mütze, von Schleier, Haube, ja sogar von der Krone wollen wir jetzt noch miteinander sprechen!

Bringen wir den Hut mit dem Worte hüten (schützen) und den Helm mit hehlen (verbergen) in Verbindung, so können wir uns nicht nur den Ursprung dieser zwei Kleidungsstücke, sondern auch denjenigen von Haube, Kappe und Mütze erklären. Schon im Altertume trug man Helme und Hüte, Hüte wohl zuerst im Süden, um die heissen Sonnenstrahlen abzuhalten, dann überhaupt auf Reisen. Sie bestanden aus Stroh oder Filz, und wenn wir etwa griechische Bildhauerwerke betrachten, so stossen wir auf recht verschiedenartige Formen: auf mützenartige, tellerförmige, auch auf Formen, wie sie Fuhrleute heute noch im Regen tragen.

Mützen oder Kappen kannte man schon sehr früh; oft bildeten sie einen Bestandteil des Mantels, wie etwa die Kapuze eurer Pelerinen oder die Kappe des Narrenkleides. Auch der Schleier war ursprünglich wohl nichts anderes, als ein Manteltuch, das man sich über den Kopf schlug. Hauben (das Wort ist verwandt mit Haupt) trugen auch die Männer. Wir finden Bilder von deutschen Fürsten des 13. Jahrhunderts mit einer Haube auf dem Kopf aus feinem Linnen mit Kinnbändern. Das Wort Pickelhaube weist uns ja schon hin auf den männlichen Charakter dieses Kleidungsstückes. Corona hiess Kranz auf Lateinisch. Wir lesen von Sängern im Altertume, die man mit Kränzen schmückte; unsere Turner tragen sie heute noch mit Stolz von einem Wettkampf nach Hause, und ein echtes Myrthenkränzchen ist wohl der hüb-

scheste Schmuck einer Braut. Damit diese Auszeichnungen nicht verwelken, sind sie schon früh durch dauerhaftere Gebilde ersetzt worden, und Kaiserkronen und Brautkronen und Haarreife aller Art überleben so meistens ihre Besitzer.

Hüte, Hauben und Mützen haben im Altertume noch eine geringe Rolle gespielt, ging man doch meistens ohne Kopfbedeckung. Anders wurde es im Mittelalter. Da galten die Worte des Apostels Paulus: «Verhüllet euer Haupt...» Beim Gebete wurde, wie heute noch, in italienischen Kirchen von den Christinnen verlangt, dass sie ihre Haare bedeckten. Die verheiratete Frau sollte durch ihre Haube die Abhängigkeit vom Willen ihres Gatten zum Ausdruck bringen. Ihr kennt doch die Redensart: «Sie kommt unter die Haube?» Statt dieser Hauben trug man aber auch Schleier, darum setzt man heute noch einen Brautschleier aufs Haar, wenn man sich verheiratet. Nur die Jungfrauen durften ihr Haar offen und frei tragen, geschmückt etwa mit einem Kränzlein oder einem Haarreifen. Vornehme Ritterdamen trieben einen nicht geringen Luxus mit ihren Kopfbedeckungen. Schleier wurden künstlerisch um den Kopf gewunden und mit Perlen, Rubinen und Smaragden besetzt. Und wenn man zwischendrin im Laufe der Zeit auch wieder einmal ein einfaches Rüschenhäubchen trug, so drang man bald wieder vor zu den merkwürdigsten Gebilden. 60 cm bis 1 m hohe Zuckerhüte trug man auf dem Kopf, aus deren Spitze ein Schleier bis auf den Boden fiel oder dann breite, die Schultern seitwärts überragende Pakete von Stoffen, Stickereien und Edelsteinen, so dass ein Ritter von diesen Frauen sagte, die wohl nur mit Mühe durch eine Türe kommen konnten: «Die Frauen gleichen den gehörnten Hirschen, welche den Kopf senken, wenn sie durch den Wald gehen.» Und die Hüte der Neuzeit! Habt ihr nicht schon gelacht über die Kopfbedeckung eurer Mutter, Grossmutter oder Urgrossmutter, und was sagt man wohl in einigen Jahren von unseren schiefsitzenden Hütchen, die kaum die eine Hälfte unseres Kopfes bedecken! Kann man sich beim Anblick dieser Schöpfungen auch noch die Beziehung zwischen dem Hauptwort «Hut» und dem Zeitwort «hüten» vergegenwärtigen! Ja, unsere Kopfbedeckungen müssen uns kaum mehr schützen, wir tragen sie viel eher als Schmuck, dann aber auch etwa als Abzeichen oder aus Auszeichnung (Realschülermütze, Studentenmütze, Bischofsmütze).

Die Männer trugen seit dem Rittertum allgemein Kopfbedeckungen, auch wenn sie nicht in den Krieg zogen. Der Hut wurde zum Zeichen des Adels. «Wer den Hut nicht sitzen lassen darf vor Kaisern und Königen, der ist kein Mann der Freiheit.» Daher war das Abnehmen des Hutes der Ausdruck der Unterwürfigkeit, schliesslich der Ergebung, Ehrerbietung überhaupt, und heute heisst es: «Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land», und dabei denkt man an jeden Stand. Zuerst trugen die Männer allerdings Kränze und Metallreifen, die sie gelegentlich austauschten mit den Damen; dann liest man in der Geschichte der Mode von Stoffhüten mit Pelz, Federn und Edelsteinen, von Kapuzen, von steifen Hüten ohne Krempe, von Baretten, von breitrandigen Schlapphüten, die auf einer Seite oder dann zum Zwei- oder Dreispitz aufgeschlagen wurden und schliesslich von runden, steifen Hüten mit Rand, wie die Herren sie heute noch tragen.

Und jetzt – habe ich euch nicht genug erzählt von der Entstehung und Entwicklung unserer Kleidung! Wir haben gesehen, wie sich alle Kleidungsstücke aus der grössten Einfachheit heraus entwickelt haben, und wir haben

schon angetönt, dass sie die Zeit immer wieder verändert hat. Es wäre nun interessant, diese Umgestaltung im einzelnen zu verfolgen und sich auch zu fragen, was die Menschen dazu bewogen hat, sich so oder anders zu kleiden; doch davon erzählt ein anderer Abschnitt unseres Buches, das Kapitel über die Mode.

*

Kolleginnen, welche das Thema « Unsere Kleidung » als Gesamtthema behandeln möchten, seien aufmerksam gemacht auf folgende Schriften: Dr. Hans Wolfgang Behm: « Von der Faser zum Gewand », Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Franckhsche Verlagshandlung Stuttgart. – Dr. Fr. W. Foerster: « Was wir täglich erleben », Gespräche mit Buben und Mädchen, Kapitel « Die geflickte Hose ». – J. Lukas: « Spinnstubengeschichten » (Eichen-Verlag Arbon), sehr reichhaltig und ganz neu erschienen, ferner aus der Sammlung Hofer-Bücher « An Spinnrad und Webstuhl ». Auswahl von Emma Resch. Gebr. Hofer, Verlagsanstalt, Saarbrücken und Leipzig.

Aus der Arbeit des Internationalen Zivildienstes
im Jahre 1934

Sonntag, den 18. November 1934 versammelten sich in Bern im « Daheim » die aktiven Zivildienstschwestern des Sommers 1934 und einige Schwestern des Komitees zu einer allgemeinen Aussprache über die durchgeführten Dienste, um auf Grund der gemachten Erfahrungen neue Ausblicke und Anregungen zu gewinnen für die künftige Arbeit. Da über die Hälfte der Anwesenden Lehrerinnen waren, mag es auch für die « Lehrerinnen-Zeitung » von Interesse sein, etwas aus dieser Arbeit zu hören.

Fünf Dienste wurden im vergangenen Sommer durchgeführt, vier in der Schweiz, einer in England.

1. Mont Bailly sur Gimel. Dorthin begab sich anfangs Mai eine Gruppe Freiwilliger, um gemeinsam mit jungen Arbeitslosen, die der Stadtrat von Lausanne schickte, eine gosse Alpweide zu säubern. Als Unterkunft diente die geräumige Sennhütte, in der der Küchendienst ebenfalls Platz fand und von freiwillig arbeitenden Schwestern besorgt wurde. Die Lebensmittel wurden per Camion von Lausanne hinaufgeführt. Die anstrengende Arbeit der Freunde wurde tagtäglich durch eine Stunde Volkshochschule unterbrochen, um auch die geistigen Kräfte anzuregen und zu beleben. Auf dem sonnendurchwärmten Grasboden scharten sich die jungen Leute um den gütigen Freund Jeanmaire, um seinen Worten zu lauschen über das Leben der Ameisen, über gegenseitige Hifleleistung der Tiere nach dem Werke Kropotkins, über Gandhi, Nansen, Pestalozzi usw. oder um die Briefe zu lesen, die Pierre Ceresole aus dem fernen Indien geschrieben hatte, wohin er gereist war, um die Durchführung eines Hilfsdienstes in erdbebengeschädigtem Gebiete zu studieren. Nach Feierabend konnte die unvergleichliche Rundsicht über den Genfersee und die Savoyeralpen genossen werden oder die angeschnittenen Probleme des Tages wurden weiter diskutiert bis in die Dunkelheit hinein, bis die Signalpfeife des Chefs zur allgemeinen Ruhe aufforderte. Anfangs Juni musste der Zivildienst umziehen, um dem Sennen und seinen Kühen Platz zu machen, die angefangene Arbeit dort oben soll im nächsten Frühjahr beendet werden. Bei strömendem Regen vollzog sich der Umzug nach dem zwei Stunden entfernten